

Die Kunst der Konversation

Autor(en): **Lux, J.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kein Geheimnis aus solcher Stellung gegenüber moderner Malerei machen, ohne dass man sie deshalb als ungebildete Rüpel verschreit. — Aber wo war denn der Anfang der Intoleranz? Wie war es denn in den ersten Tagen, als Hodler und Amiet Bilder ausstellten, wer wurde da mit grimmigem Hohn und mitleidigem Lächeln verfolgt? Die Gegner oder die Anhänger? Wurde nicht jeder für eine Art Hanswurst gehalten, der nur etwas Gutes an ihren Bildern fand? Ich erinnere an die Hodlerhetze bei Gelegenheit der Fresken im Landesmuseum.

Hätte sich heute wirklich eine gewisse Intoleranz entwickelt — schlimm kann sie wirklich nicht sein — so ist sie eine Kampfstellung, ein Druck, der durch Gegendruck erzeugt worden ist. Und wenn Herr Dr. Fick heute nach Duldung ruft, so kommt mir das vor, wie wenn das deutsche Zentrum nach Toleranzgesetzen schreit.

Und wäre denn wirklich das Ideal der Duldsamkeit erreicht, wenn jedes Mitglied einer Kunstgesellschaft austreten wollte, wenn ihm ein Bilderkauf, zwei, drei, vier Bilderkäufe nicht behagen?

ZÜRICH.

DR ALBERT BAUR.



DIE KUNST DER KONVERSATION.

Ein Abend in der Berliner literarischen Gesellschaft gab mir zu denken. Eine Benommenheit von Rauch, Lärm, Speisenduft, Zigarren, Wein, und in dieser ungewissen Atmosphäre die Umrisse von ein paar Nachbarn, nebelhaft verschleiert, leicht hingetuschelt, mystisch entrückt: der feine Kopf Fuldas, dann Zabel, mild und würdig wie Eberhardt im Bart, der lebenswürdige P. O. Hoecker, weltgewandt und aufmerksam, und mit zunehmender impressionistischer Unbestimmtheit Kopf an Kopf die Tafel entlang. Die Dinerstimmung gewann Steigerung, ein Gefühl von Gelöstheit trat ein, ein nervöser Reiz der prickelnden Überlaune, eine täuschende Empfindung von Kraftsteigerung, hinter der sich aber nur ein dumpf lastender Schwächezustand verbirgt. Eine literarische Gesellschaft, ein Kreis von Persönlichkeiten: hier müsste ein umschwebendes Fluidum herrschen, eine geistige Entladung, die elektrisierend wirkt, belebend wie Radium.

Ich habe immer die Erfahrung gemacht, dass man die feinsten Menschen allein geniessen muss. Man hat nichts von ihnen in grosser Gesellschaft; da sind sie musterhaft verschlossen. In grosser Gesellschaft ist man auf ein paar Konventionen geeinigt, die gerade von jenen verachtet werden müssen, die eine eigene geistige Prägung verkörpern. Ein Wort fliegt auf, es wird zu todegehetzt, ein gleichgiltiges, wenn nicht banales Wort. Dinge werden gesagt, die man längst gesagt hat, Alltagswahrheiten, die so alt sind, dass sie nicht mehr wahr sind, Weisheiten, so abgegriffen, dass sie töricht geworden. Alles, die Worte, das Lachen, die Unterhaltung, alles ist ein wenig stereotyp; der Witz, der als entladender Funke aus der geistigen Gewitterspannung springt, ist keine Entladung, sondern allzuhäufig aus der Westentasche geholt, wie ein Zahnstocher, meistens gar nicht neu. Der Lärm ist gross, weil jeder redet; das bringt mit sich, dass schliesslich jeder schreit.

Man weiss kaum, was der und der sagt. Auf's Wort kommt's schliesslich gar nicht mehr an. Instinktiv hat jeder das Gefühl, in einer Komparserie mitzuwirken. Am meisten geniessst der Schweigende.

Klug Zuhören, beredt Schweigen, das sind die Grundpfeiler in der Kunst der Konversation. Schweigen und zuhören können, das sind Äusserungen einer gesellschaftlichen Disziplin, die höchst selten ist, und nicht ohne grosse Geduld und Übung erlangt werden kann. Der angenehme Gesellschafter ist nicht immer der Beredsame; angenehmer ist der Schweigsame. Denn er ermüdet weniger. Es gibt Gesellschaftskünstler, die steif daran glauben, sie müssen immer Unterhaltungstoff bieten, und mit Gewalt das Gespräch flott machen. Zweifellos liegt ein richtiger Instinkt darin. Denn die Mehrheit der Menschen, und von dieser Mehrheit jene liquide Konstellation, die Gesellschaft heisst, ist von einer merkwürdigen Furcht beherrscht. Von der Furcht vor dem Schweigen. Und um das Schweigen zu bannen, lässt man sich lieber den aufdringlichsten geistlosen Schwätzer gefallen, und bildet sich ein, dass auch er anregend wirke. Von den meisten wird Schweigen als Verlegenheit empfunden, oder als unheimliche Eigenschaft. Der schweigende Gast ist ein unheimlicher Gast. Drückt sich nicht darin schon eine Ueberlegenheit aus, die im Schweigen

liegt? Oder das Schweigen wird eine Art Schutzmantel, eine hürene Schale, in die sich die Seele verkriecht und darin den Gesellschaftslärm nur mehr wie das ungeheure Brausen des Meeres unartikuliert vernimmt. Dann wird die Beobachtung schärfer. Das Ohr nimmt alles auf, ein Lächeln und halbe Worte quittieren das Empfangene, aber der Vorgang ist rein äusserlich. Die Seele hockt einsam in ihrer Schale; sie sieht nur zu und ist ernst. Die Maske lächelt; sie lächelt immerzu. Es gibt Leute, die haben auch diesen Scharfblick. Sie erkennen den Ernst, der unter der ewig lächelnden Maske sitzt, und dieser Ernst beunruhigt sie, wie sie das Schweigen beunruhigt. Man frägt besorgt, halb aus Teilnahme, halb aus Verdacht, warum so ernst? Man begreift es so selten, dass es einen Ernst gibt, der innere Heiterkeit ist, Ausdruck der feierlich oder selig gestimmten Seele, andachtsvolle Versunkenheit, jenen überwältigenden Ernst, der sich etwa auf den Mienen der tanzenden Bauernpaare spiegelt, und nur die andere Form der verzückten Freude ist. Es gibt Menschen, die überhaupt inmitten aufschäumender Lustigkeit in der Umgebung zu Ernst und Nachdenklichkeit neigen. Menschen, die die Lustigkeit nicht lustig stimmt, sondern zur Nachdenklichkeit und Vereinsamung. Mit ihnen ist in dem grossen Trubel nichts anzufangen. Sie sind wie schweres Fuhrwerk nicht weiter zu bringen. Ein Odium von Langeweile umgibt sie leicht. Es sind die Tiefen. Nicht selten wird man überrascht, sie im kleinen Kreise mitteil-sam, anregend und in hohem Grade anziehend zu finden.

Niemand kann gescheit reden, der nicht klug schweigen und nicht verständig zuhören kann. Beredtes Schweigen, das ist die höchste Gesellschaftskunst, die nur in der gleich gestimmten Gemeinde entfaltet werden kann. Künstler, Dichter, die einen Abend lang beim Schoppen sitzen, und mit dem gehobenen Bewusstsein, sich ausgezeichnet unterhalten zu haben, auseinandergehen, obzwar ausser „Prosit“ kaum ein Wort gefallen war, haben — die Legende berichtet von solchen — den Gipfel dieser Kunst erstiegen. Es sind nur die Wenigen, die Auserwählten, die Selbstsicheren, Reifen und Tiefen, die die Süssigkeit schlürfen, den leichten Himmelstrunk der Unendlichkeit in der schweigsam beredten Stunde, die den Kreis der verständnisvoll genäherten Menschen umschlingt. Ausser diesen sind es nur die Liebenden, die

händeverschlungen in die glücktrunkene, seligbeschwingte Stunde des Schweigens hineinwallfahrten. Und in Gesellschaft? Es liegt eine kitzelnde Komik in den Anstrengungen der Menschen, über den kritischen Punkt hinwegzukommen, wenn der Faden abreißt und das Schweigen eintritt, ehrfürchtig grausig, wie der steinerne Gast, und wie dieser ein Stück der Unendlichkeit. Warum so lange? Warum so qualzerrissen? Freuen sollen wir uns über das gnadenvolle Erscheinen dieses Augenblicks, der uns gleichsam wieder zur Besinnung auf unser verleugnetes Selbst bringt, einen Schluck Erholung reicht, und wie der dreimal wiederholte Hahenschrei an das feige Unrecht mahnt, das wir der konventionellen Gesellschaftspflicht zuliebe täglich aufs neue dem Gottessohn in uns antun.

Nur aus der schön und mit Geist geübten Kunst des Schweigens ergibt sich die vorteilhafte und nicht leichte Fertigkeit des angenehm scheinenden Zuhörens. Diese Übung ist unerlässlich für die feine Gesellschaftssitte. Viele Menschen wollen dadurch unterhalten sein, dass man ihnen zuhört. Man ist nicht verpflichtet, jedem Schwätzer ein williges Ohr zu leihen, aber wo man es mit einem fruchtbaren Geist zu tun hat, ist man als geduldiger Zuhörer zweifach im Vorteil. Einmal wird man in seiner menschlichen Wertschätzung erhöht dastehen, und dann hat man den Gewinn eines tiefen Einblicks in die zwanglos sich erschliessende Wunderkammer des Geistes und der Seele unseres Mitmenschen, die wir auf diese Weise erst verstehen lernen. Es ist ein Verstehen, in dem sich ohne Zweifel eine Überlegenheit ausdrückt. Dann findet sich leicht ein treffendes Wort oder ein neuer Gedanke, mit dem wir in die Diskussion treten.

Vielleicht beruht die alte und schier verloren gegangene feine Kunst der Konversation auf diesem taktvollen Wechsel von Schweigen und Reden, von klugem und geduldigem Zuhören, und zurückhaltendem und doch teilnehmendem Erwidern, wenn nicht schon die bloße Gegenwart einer geehrten oder geliebten Persönlichkeit erhebend oder anregend wirkt, so dass wir die tiefe Harmonie wortlos empfinden, ohne den Augenblick des Schweigens als lästige Verlegenheit zu fürchten. Die anregende Kraft der Konversation besteht nicht in der wortreichen Erschöpfung eines

Gedankens; die Konversation will nichts erledigen, nichts zur vollen Nacktheit enthüllen, sie will viel eher leichthin andeuten, lieber paradox scheinen als platt, ein Streiflicht hinwerfen, und alle Erklärungsmöglichkeiten offen lassen. Nicht ohne Grund galt die Ironie als die feinste Eigenschaft des französischen Stiles und der französischen Konversation. Die Ironie, verschärft zur Satyre, erhöht von den Glanzlichtern der blendenden Paradoxe, die ein Brillantfeuerwerk von echten oder unechten Wahrheitsreflexen entfacht, diese Kunst der Konversation ist in der modernen Literatur vornehmlich ausgebildet durch Oscar Wilde und Bernhard Shaw. Von Oscar Wilde wissen wir, dass er diese Kunst nicht nur literarisch, sondern auch gesellschaftlich aufs trefflichste geübt hat. Dagegen ist die mit Eifer gepflegte Konversation der ästhetischen Salons unserer Urgrossmütter harmloses Kindergeplauder, das nur durch einen Stich Sentimentalität die Altersspur der Schmachtlöcke verrät. Vorüber, vorüber; es weht ein schärferer Wind! Die Gesellschaftskritik hat auch die Worte der ungezwungenen Unterhaltung zu Pfeilen gespitzt, die mitunter in Gift getaucht sind. Aber im Kreise der Wortgewaltigen, in der literarischen Gesellschaft geht es so unliterarisch zu, als nur möglich. Und das ist vielleicht ganz gut. Dürfen wir nicht auch hier annehmen, dass wir uns auch im Dinerlärm, der die Stimme unseres Inneren nicht austönen lässt, im Grunde doch verstehen, verstehen als Freunde oder noch mehr vielleicht als Gegner, und dass wir diesen Dinerlärm, das laute und inhaltslose Geschwätz an solchen Abenden als Isolierschicht brauchen, die verhindert, dass sich die Widerstände begegnen, und den Gesellschaftskitt zerreißen? Dass wir also ganz entwaffnet zusammengehalten werden und uns über einen gemeinsamen Trunk, eine gemeinsame Nichtigkeit einigen, gewinnt vielleicht gerade einen besonderen Reiz durch den Untergrund schlummernder Gegensätze, die an solchen Abenden an die Kette gelegt sind, und wie die getreuen Bulldoggen, ohne zu knurren, unter dem Tisch kauern müssen. Darum ist mir ein unliterarisch literarischer Abend wie dieser besonders sympathisch, und ich freue mich, wenn der eine zu Ende ist, schon auf den andern.

DRESDEN

J. A. LUX.

